

Marianne Pitzen

Gründerin und Direktorin des Frauenmuseums, Bonn

Ich bin 60 Jahre alt, die Gründerin des Bonner Frauenmuseums und seine Direktorin von Anfang an. Ich bin auch selbst Künstlerin und mache Objekte, dies dann immer in späteren Abendstunden.

Wann haben Sie das erste Mal eine Frauenfeier besucht und welcher Art war diese Veranstaltung?

Das war 1972. 1970 war in Bonn noch wenig los, die Veranstaltungen waren alle noch gemischt. Dann hat sich – mit der Frauenbewegung von Frankfurt oder Berlin ausgehend – in Bonn eine Frauengruppe nach der anderen installiert. Die waren am Anfang alle sehr linkslastig, aber das war nebensächlich, denn man war froh, unter Frauen zu sein. Da gab es Feste, aber auch Veranstaltungen. Was mir in Erinnerung geblieben ist, sind die Treffen der Frauen, bei denen es auch inhaltlich zur Sache ging. Die Feste fanden bundesweit statt, schöne, ausgelassene Feste. Man ist nach Berlin gefahren, um im großen Stil zu feiern, das waren oft Frauenbälle, Damenbälle. Auch die Vokabeln aus den 20er-Jahren wurden wieder hochgeholt, als es ebenfalls in Berlin eine üppige Frauenkultur gab.

Wie kamen Sie dazu, das Frauenmuseum zu gründen? Wie sind Sie auf die Idee gekommen und wie haben Sie es dann realisiert?

Das Thema unserer Gruppe, die wir 1973/74 gründeten, war „Frauenutopien“, deswegen hieß die Gruppe „Frauen formen ihre Stadt“. Das war etwas Fassbares. Sie hieß aber auch zwischendurch „Frau + Futura“. Die Zukunft war immer mit unser Thema und zu entdecken, was Frauen schon an konkreten Utopien lebten, war uns wichtig, genauso wie in diese völlig ungeformten Zukünfte aufzubrechen. Das war die Vorlaufgruppe, und aus der hat sich eine Gruppe innerhalb der Gruppe gebildet, die sich mit Geschichte

beschäftigte. Daraus entstand die Idee des Frauenmuseums. Ein Besuch der anderen, bestehenden Museen war niederschmetternd – nicht, dass keine Frauen zu sehen gewesen wären, im Gegenteil: natürlich in allen Formen und Stellungen: stehend, liegend und kniend.

Die Beobachtung in den anderen Museen war, dass Frauen nicht als Geschichtstragende und Aktive und auch nicht als Künstlerinnen gesehen wurden, sondern immer nur, wie es bekannt ist ...

... als Dargestellte.

Die Museen selbst, als Institutionen, waren zu dieser Zeit Staubfängerkisten. Das Museumspersonal hat vom Publikum immer nur wie von einem großen Störfaktor geredet. Wir waren dann mittendrin in der musealen Bewegung, bei der die Museen begannen, sich dem Publikum zuzuwenden. Es fand eine Tagung nach der anderen statt und wir waren immer dabei, denn die Museumskollegen fanden uns irgendwie interessant, witzig oder abenteuerlich. Das war wirklich eine wunderbare Zeit, und die Museen sind heute nicht mehr wie vorher. Sie sind alle munter geworden, experimentierfreudig. Es entstehen auch immer neue Museen, die richtig kämpfen müssen. Und weil sie kämpfen müssen, sind sie auch offener geworden.

Weil das Geld nicht mehr so leicht zur Verfügung steht.

Man muss sich seinem Publikum zuwenden. Es geht ja nicht, dass so ein Haus leer steht. Für uns war das ein wirklich wichtiger Punkt.

Das gehörte also zum Konzept.

So weit ich weiß, hatten Sie auch einen Mäzen, der Ihnen das Gebäude zur Verfügung gestellt hat?

Ja, das war Peter Pollmann, Kämmerer und Liegenschaftsdezernent der Stadt Bonn. Wir fanden natürlich anfangs

niemanden, aber dann hat er uns gesagt: Dieses Haus steht leer, gerade ist das Kaufhaus Bernartz ausgezogen. Er hat uns das netterweise für eine Ausstellung überlassen und die haben wir immer mehr ausgedehnt. Das fand er lustig. Er hat uns immer so ein bisschen seinen Gegnern vor die Nase gehalten. Es war natürlich auch ein Machtzirkel, der sich da getummelt hat.

Aber davon haben Sie letztendlich profitiert.

Ja, sicher, unheimlich! Wir wussten ja, dass es so ist, und dass man gewaltig streiten muss mit allen, mit den Gegnern und Gegnerinnen. Da hatten wir keine Illusionen.

Damit haben Sie also gerechnet und dann gefochten.

Mit der Stadtverwaltung immer relativ konziliant, nett, die darf man auf keinen Fall erschrecken. Die Politik eigentlich auch nicht, aber die Politik haben wir schon gerne erschreckt. Wir haben ja auch so pseudo-religiöse Geschichten veranstaltet, auch Objekte und Ausstellungen; für die CDU war das ein bisschen heikel.

Wurden Sie denn zu dem Zeitpunkt schon von der Stadt subventioniert?

Nein, erst einmal nicht. Das Haus hatten wir in Zwischennutzung. Es sollte abgerissen werden und dann sollte hier eine Tiefgarage hin. Aber wir haben protestiert: Das geht nicht, gegen die öffentliche Unterstützung für uns und gegen die Frauen bundesweit kann man nichts ausrichten. Wir haben im Sommer 1981 Frauen aus Österreich eingeladen. Eine Riesengruppe, und diese Frauen haben mit uns gelebt, gefeiert, aufgebaut und diesen ganzen Hof mit

Betttüchern gestaltet. Das war natürlich wie ein Fanal. Dadurch wurde die Politik so richtig aufmerksam gemacht und unter den Politikern/-innen entstanden Fronten. Solche Situationen waren immer gut für uns. Diskussion war gut. Das Frauenmuseum war das einzige wilde, experimentelle Kunst- und Kulturgefilde in Bonn und wurde deswegen von vielen Seiten hochgehalten. Die Kommunalpolitik und die Verwaltung versuchten uns zu entmutigen, indem sie uns alles aufdrückten, was damals an Gruppen gegründet wurde. Es gab das gemischte Männer-Frauen-Gesundheitszentrum, den Gesundheitsladen und das Zentrum für Psychiatrie.

Die wurden auch hier im Haus einquartiert?

Ja. Die wurden hier eigentlich alle gegründet, um 1981. Alle wollten ihre Utopien umsetzen, und zwar mit Raum, Büro, Treffen und Festen. Drei Frauenzeitschriften wurden hier herausgegeben: Lila Lotta, Bella Donna und eine Bonner Uni-Frauenzeitschrift. Die haben hier ihre orgiastischen Redaktionssitzungen gehabt. Dann gab es die Dritte-Welt-Gruppen, die trommelten, was das Zeug hielt, und das kollidierte dann mit den Frauengruppen, die den Urschrei losgelassen haben und Psychiatriekurse und Selbsterfahrungskurse machten. Die kamen immer abends zusammen. Damals hatten wir noch keine Wände. Im Grunde war das mit 14 Gruppen hier ein Höllenzirkus.

Das muss ja hochspannend gewesen sein.

Es war absolut nervig. Manchmal bin ich aus nervlicher Überbelastung richtig verzweifelt. Hier Trommeln, dort



Marianne Pitzen vor einer Arbeit von Marlen Seubert in der Ausstellung „Methusa“, die sich mit dem Thema Frauen und Alter auseinandersetzt.



Marianne Pitzen neben einem eigenen, noch im Entstehen begriffenen Werk: einer neuen Gruppe von Matronen.

wollte jemand einen Schlüssel und drüben war wieder jemandem kalt. Wir waren eine Gruppe, die inmitten von vier Gasstrahlern gearbeitet hat. Außerdem drohten ständig Jugendgruppen, die Fensterscheiben einzuschlagen. Oder Regen brach durch alle Etagen durch – die Dachrinnen waren oft zu und das Wasser suchte sich dann einen Weg. Unsere Überlebensmethode war, so viel zu machen wie möglich: Wenn wir viel machen, werden wir wahrgenommen und dann halten wir das durch. Das öffentliche Gruppenleben war also absolut notwendig. Die Frauenfeste waren dabei sehr wichtig und irre, denn wenn hier unten 300 bis 500 Personen tobten, tanzten, tranken, aßen, lachten, liebten, stritten – Hölle.

Sehr lebendig.

Ja, aber auch gruselig, es war nicht schön. Wir hatten zwar Lampen, aber eigentlich war immer nur das Neonlicht an. Das sah schauerhaft aus. Alle rauchten wie die Wahnsinnigen und sind dann, umhüllt von grauem Rauch, dahinten irgendwo tanzenderweise verschwunden. Verrückt war das! Und auch gefährlich. Da hätte immer irgendetwas passieren können, ich hatte ständig Höllenangst.

Die Verantwortung war sicher eine große Belastung.

Wirklich! Wir wollten aber unbedingt dieses Museum aufbauen und haben das alles mit in Kauf genommen, denn wir wollten von Anfang an ein lebendiges Museum, und lebendig heißt, aktiv zu sein, Feste zu feiern, alles, was es an Bewegung gibt, aufzugreifen.

Das Konzept des lebendigen Museums ist ja inzwischen wunderbar zivilisiert worden als Eventkultur, das kann man wohl nicht mehr mit damals vergleichen.

Wir haben es dann auch ein bisschen eingeschränkt. Die Feste wurden zu groß und zu wild, und das zerstörte viel. Ich hatte auch keine Lust, wegen der Feste immer die Kunst wegzuräumen. Was dann am Morgen danach von dem Fest übrig blieb, war so eine Art rötliche Soße aus Rotwein, gemischt mit Asche und allen möglichen Substanzen, es war schrecklich! Das sahen die anderen aber auch nie, denn die waren ja jünger.

Die waren auch schon wieder weg.

Wir wollten es für uns erhalten, Arbeitsplätze, Öffentlichkeit und die Kunst der Frauen. Wir wollten es nicht für irgendwelche Dummheiten opfern.

Damit ist ja eine schwierige, aber auch wichtige Phase geschildert. Gab es noch andere Schlüsselereignisse?

Es gab die provisorische Bundeskunsthalle, die hier einziehen wollte. Annemarie Renger war damals die Vorsitzende des Vereins für die Bundeskunsthalle. Ihr Sohn war ein wichtiger Mensch in diesem Verein, und der wollte partout hier rein. Wir gingen zu ihr und haben erklärt, dass wir das nicht wollen. Sie hat dann die goldenen Worte gesprochen, dass sie nie auf den Trümmern einer anderen Kulturinstitution die ihrige aufbauen würde. Mit diesen goldenen Worten konnten wir dann arbeiten und hatten wieder eine sehr gute Pressekampagne. Es kamen weitere Gegner, aber diese Auseinandersetzung war ein strahlendes Element für den Anfang, um 1982. Die Künstlerschaft hier in Bonn wollte das Haus auch nicht, es war ihr zu „ungemütlich“. Es war auch nicht schön hier, Neon und diese Hallen, diese Größe – wirklich potthässlich war es, damals war noch alles dunkelbraun gestrichen. Wir haben dann renoviert und ge-

baut und wieder eingerissen und wieder neugebaut, neue Räume für die Gruppen oder für unsere Ausstellungen. Das Programm musste dann auf Hochtouren laufen, alles andere hätte ich als totale Gefahr angesehen. Das Leben, dieser Anspruch, musste wirklich gelebt werden und das war auch richtig.

Sonst hätten Sie sich nicht halten können.

Ja, wir mussten ständig Neues bieten, der Druck war auch von den Künstlerinnen da. Ständig kamen Künstlerinnen und Gruppen aus dem ganzen Land und wollten hier grandiose Sachen machen. Das haben wir mitgemacht und hatten von Anfang an ein üppiges Programm. Es war nicht so, dass hier anfangs keine guten Künstlerinnen gewesen wären. Die Wienerinnen waren Spitze oder auch Nele, die Tochter von Arnold Bode, dem Gründer der „documenta“. Im Großen und Ganzen waren das immer total interessante, experimentelle Sachen. So hatten wir uns das auch vorgestellt. Auch die Diskussion war beabsichtigt und dass wir darüber lernen: Was wollen wir, wo setzen wir die Kritik an, wie bilden wir unsere Kriterien aus? Übernehmen wir das, was die Kunstwelt uns vorgibt, nämlich: Wer schon eine museale Ausstellung hat von New York bis Sydney, der ist gut? Das wollten wir in Frage stellen: Ist es wirklich gut oder welche mafösen oder nicht mafösen Machtbeziehungen stecken dahinter? Es ging uns auch darum, Strukturen sichtbar zu machen.

Meinen Sie denn, dass Sie durch Ihre Arbeit erreicht haben, was Sie sich vorgenommen haben?

Wir sind noch auf dem Weg. Es sind bestimmte Dinge auch in der Kunst- und Museumswelt jetzt mehr verankert als damals, nämlich interdisziplinäre Arbeiten, durch die wir Kunst und Geschichte zusammenbringen, oder Kunst und die globalen Probleme, oder Kunst, Technik und Wissenschaft. Das Haus der Geschichte hat auch begonnen, so zu arbeiten, und Ulrike Rosenbach eingeladen oder Cornelia Schleime als Ostkünstlerin. Überall sieht man heute diese Entwicklungen und ich finde es toll, dass die Kunst der Normalbevölkerung dadurch viel vertrauter wird, indem sie eingebunden ist in einen Themenzusammenhang.

Wie kommen Sie zu den Ideen für die Ausstellungen?

Die liegen in den Lüften. Manchmal werden sie vorgegeben, z. B. durch das Jahr der Astronomie. Letztes Jahr war das Jahr der Mathematik und da habe ich eine alte Vorliebe wieder hervorgeholt. Ich hatte früher zusammen mit Horst Pitzen die Galerie Circulus, eine Galerie mit konkreter Kunst als Schwerpunkt: Mathematik, Architektur, Städtebau. „Utopie“ war unser Lieblingswort. Wir haben unsere Kreise, mit denen man kommunizierte, immer ein bisschen

gedrängt: Wo bleibt die Umsetzung? Diese Forderung fand ich immer stark.

Sie haben die Forderung als Aufforderung verstanden.

Wenn Sie eine konkrete Idee haben zu den Ausstellungen, arbeiten Sie daran im Team?

Möglichst. Wenn wir genug Zeit haben, kann sich das Team als Arbeitsgruppe mit allen komplexen Verästelungen austoben. Wenn das Projekt aber in einem Jahr stehen muss, dann muss man es im Grunde durchziehen, d. h., es können nur die mitmachen, die etwas dazu beitragen.

Das ist wohl an jedem Haus so. Es gibt immer Reibungen, deretwegen man Kompromisse schließen muss.

Manchmal sind Kompromisse sehr gut, manchmal gar nicht. Die momentane Ausstellung „Methusa“ z. B. mussten wir eigentlich innerhalb eines halben Jahres regeln. Die Idee dazu kam plötzlich, weil mein Geburtstag anstand: 60 Jahre zu werden, empfand ich als einen ziemlichen Bruch. Das Geburtstagsfest war grandios, die Damen des Hauses haben irre was rangeklotzt. Trotzdem war es für mich ein Schock. Einige Künstlerinnen haben immer schon gesagt: Nach weißer und roter muss die schwarze Göttin kommen [bezieht sich auf einen Aufsatz von Heide Göttner-Abendroth über die Große Göttin im Wandel der Jahreszeiten]. Das war auch eine Forderung. Das Thema reizte viele Künstlerinnen. Dann war aber so wenig Zeit, dass ich keine richtige Arbeitsgruppe bilden, sondern nur sagen konnte: Ich lade alle ein, die Lust auf das Thema und etwas dazu zu sagen haben. Zu zwei Treffen kamen jeweils 40 bis 50 Frauen. Daraus hat sich dann die konzeptionelle Idee entwickelt. Das Ganze sollte als Stärkung für ältere Frauen überkommen. Es gab aber die Sorge, dass Frauen zu sehr als Pflegende oder als zu Pflegende, als Hilflöse überkommen.

Entspricht das nicht auch immer noch in vielen Bereichen der Realität?

Offensichtlich. Ich konnte mich damit anfreunden, weil es für die Künstlerinnen so wichtig war und ich fand die Arbeiten richtig stark. Ich hätte mir nur noch mehr Werke über Politikerinnen vom alten Schlag gewünscht, z. B. eine Arbeit zu Katharina Focke oder Hildegard Hamm-Brücher.

Würden Sie einen bestimmten Aspekt als das Besondere am Frauenmuseum bezeichnen?

Im Grunde die Struktur. Sie ist viel komplexer als bei anderen Häusern, denn wir können nicht nach BAT [Bundesangestelltentarifvertrag] bezahlen, also haben die Frauen sich ihre Arbeitsfelder hier selbst suchen und ausbauen müssen. Das führte dazu, dass wir eine komplexe, verrückte Struktur haben und dass z. B. der Bereich Wanderausstellung entstanden ist, von dem mindestens zwei Frauen

leben. Die Ausstellung zum Frauenwahlrecht wandert permanent, „Brust – Lust – Frust“ wandert auch immer noch sowie „Frauen und Gewalt“, und jetzt kommt noch „Olympia“ dazu. Momentan laufen gerade mindestens vier Ausstellungen parallel. Es war eine schöne Aufgabe, aber auch eine sehr schwierige, hier Arbeitsplätze zu schaffen. Dann gibt es noch die Messen, die sind auch ein kommerzieller Bereich geworden, wo Künstlerinnen trainieren: Wie gehe ich mit meinem Publikum um, wie findet man sich in den Beruf der Künstlerin ein? Und dann gibt es auch Preise für ganz junge Künstlerinnen und einen Publikumspreis. Die Ausstellungen müssen ihre Kuratorinnen, wenn es welche gibt, ernähren, zumindest für die Zeit des Projekts. Es gibt noch viel mehr, was wir ausbauen wollen: Veranstaltungen, ein ganzes Büro für Kunstreisen, unser großes Netzwerk mit den Frauenmuseen in aller Welt. Wer organisiert so ein globales Büro? Wer organisiert die Reisen und Austauschprogramme? Es entsteht permanent Neues. Das ist eine ziemlich gewaltige Hydra.

Gibt es denn im Frauenmuseum auch den Anspruch, Künstlerinnen als gleichwertig zu männlichen Künstlern zu etablieren?

Ja. Ein Projekt, das nur die Kunst und nichts als die Kunst zeigt, ist z. B. der Gabriele-Münter-Preis. Der ist eine richtige Karrierehilfe. Wir wollen natürlich immer auch Künstlerinnen im Kreis haben, deren Karrieren schon etabliert sind, denn die ziehen dann die anderen mit. Wir wollen, dass die Künstlerinnen sich völlig frei in der gesamten Kunstwelt bewegen, nicht allein auf Frauenprojekte abgestellt, das wäre ja nicht die ganze Wirklichkeit. Es ist eigentlich so, dass auch die Männer es interessant finden, hier auszustellen. Das ist auch amüsant. Aber es ist wichtig, dass die Künstlerinnen, die hier ausstellen, auch woanders erfolgreich sind, denn sonst würden wir missachtet und diskriminiert werden als Haus für Anfängerinnen, Nichtkönnnerinnen, Dilettantinnen. Am Anfang kannten ja viele die Künstlerinnen aus Wien nicht. Das war mit ein Anlass, sie zu diskriminieren, obwohl sie in ihrer Stadt bereits angesehen waren. Aber bis man populär ist wie z. B. Elvira Bach oder Valie Export, das dauert. Populär werden in der Kunstwelt ist ein Riesending.

Würden Sie sagen, dass es für Frauen in der Kunst nach wie vor schwieriger ist, Erfolg zu haben, als für Männer?

Ja, weil bei vielen, die sich nicht ständig über Politik Gedanken machen, die altbekannten Vorurteile grassieren. Und manche Frauen bestätigen die noch. Hier hatten wir z. B. gerade eine Künstlerin mit einem sehr professionellen Atelier, und wir waren richtig froh, eine so gute Malerin zu

haben. Dann hat sie eine Familie gegründet, zwei Kinder bekommen, hat mit ihrem Mann eine Praxis aufgemacht und hörte auf zu malen. Das finde ich ganz furchtbar. Wenn der Galerist X sie im Programm hätte, dann würde er sagen: Das habe ich erwartet. Frauen tragen also eine Art Gesamtverantwortung, dass sie nicht ihr privates Schicksal über alles andere stellen. Aber diese Künstlerin litt an einem Hyperperfektionismus. Sie sagte: Wenn ich etwas mache, dann richtig. Ich habe ihr gesagt, dass sie jederzeit wiederkommen kann, denn ich will nicht, dass sie abspringt. In die Künstlerinnen, die wir begleiten, investieren wir Kraft, Zeit, Ideen, viele Gespräche, und das darf nicht verloren gehen. Ich bin auch ein bisschen böse auf sie.

Ich merke das schon.

Aufhören gibt es nicht. Unendlich viele Frauenprojekte haben aufgehört. Fast alle Frauenbuchläden sind weg, es gibt nur noch ein paar. Es waren mal über 30, und die waren ganz wichtig für uns, denn wir schickten ihnen immer unsere Infos, unsere Kataloge, Die Frauencafés sind auch weg. Es sind nur noch die karitativen Sachen da, also ...

Frauenhäuser ...

Ja, Frauenhäuser und Frauentherapiezentren, denn die werden von der öffentlichen Hand zum Teil mitgetragen.

Und die anderen Initiativen sind alle verschwunden?

Ja, wo die Lust und das Gemeinsame waren. Ich finde es schade, dass die Frauen nicht ihre Existenz damit aufgebaut haben. Sie hätten zum Teil strenger sein müssen, sie waren zu lustbetont. Die Lust muss aus der Arbeit kommen, aus dem Existierenkönnen. Dieses Aufhören hat mir nicht gefallen und dass Frauen gesagt haben, lieber aufhören als irgendwie lahm weitermachen. Sie hätten diese Orte für die nächste Generation halten müssen. Die wäre dann auch gekommen. Zu uns kommt sie ja auch, z. B. deswegen, weil Studentinnen Praktikantinnenstellen brauchen und mitarbeiten wollen. Es ist also kein Problem der jungen Frauen. Das dichtet man ihnen an. Es liegt auch daran, dass die Älteren, also meine Generation, gesagt haben: Wir reden doch nicht immer wieder dasselbe! Die Jungen müssen jetzt selbst darauf kommen. Das mag ja sein, aber ich würde das total kritisieren, denn wenn man sich an den eigenen Worten langweilt, soll man doch neue erfinden.

Danke für diese Offenheit.

Im Grunde wird damit dem alten Kampfmittel der Männer wieder eine Chance gegeben: der Behauptung, dass Frauen nicht zusammenhalten. Das wurde uns früher gesagt und auch heute noch.

Was mich daran immer ärgert, ist, dass es Konkurrenz doch auch dort gibt, wo Männer miteinander arbeiten.

Und wie!

Und da gilt es als normal. Alle die Mittel, die bei uns als Zickenkrieg bezeichnet werden, finden dort auch statt.

Immer dieses Wort!

Es ist bei Frauen nur deswegen nicht akzeptiert, weil wir die Harmoniesucht in Person darstellen müssen, damit wir als weiblich angesehen werden.

Man versucht immer, uns das Kampfmittel der Solidarität aus der Hand zu nehmen. Es war ein echter Fortschritt, dass Frauen sich gegenseitig ernst genommen haben, sich erzählt haben, sich haben ausreden lassen, z. B. in den Selbsterfahrungsgruppen. Es war eine Atmosphäre, in der sich jede äußern konnte und keine hat eingegriffen und gemeckert. Ohne die Gruppen wäre die Frauenbewegung nicht möglich gewesen, sie haben alles in Gang gebracht. Die Gruppe ist das Urthema, deswegen finde ich Ihr Buch ja so interessant.

Das bringt mich gleich zur nächsten Frage: Welche Rolle spielt Geselligkeit unter Frauen, auch im Alltag des Museums? Bei den Vernissagen ist das Publikum ja gemischt. Sie haben aber eben geschildert, wie wichtig die weibliche Geselligkeit am Anfang war. Ist das immer noch so?

Ja, sie ist der Angelpunkt, aus dem man sich Energie holt.

Sie betreiben ja auch ein sehr starkes Netzwerk zwischen Köln und Berlin und weltweit.

Da muss man sehr aufpassen, dass es lebendig bleibt. Man kann sagen: Ich schaffe es jetzt nicht. Oder: Jetzt war so viel los, deshalb konnte ich euch nicht schreiben. Man muss sich nur ab und zu melden und es immer so am Köcheln halten, darf nicht in jahrelanges Schweigen versinken. Wir hatten schon viele Netzwerke, die genau daran gescheitert sind. Manchmal waren die Ansprüche zu hoch, da vergeht einem die Lust dazu. Es ist wichtig, dass man gerne kommuniziert. Wir hatten ein internationales Netzwerk mit Holländerinnen, die sehr anspruchsvoll waren. Die hatten ein Hyperarchiv aufgebaut, sehr edel und fein. Als sie dann nicht mehr die nötige Unterstützung in der Stadt bekamen, haben sie einfach aufgehört. Dann hatte ich sie noch einmal eingeladen zu einem Symposium, und das war ganz schlimm, weil sie wirklich traurig waren, dass sie ihr Projekt einfach haben sterben lassen, im Grunde aus zu großen Ansprüchen heraus. Manchmal sind die richtig hinderlich, diese Ansprüche.

Perfektionismus ist ja oft eher hinderlich.

Ich möchte auch, dass die Ausstellungen hier im Museum immer perfekt sind, aber man kann es oft nicht durchziehen, weil die Finanzen für eine perfekte Ausgestaltung nicht reichen.



Meinen Sie, dass es bestimmte Altersabschnitte gibt, in denen Frauenfeiern besonders wichtig sind?

So ab 60 sind sie wieder ganz besonders wichtig, denn man muss sich schon über so manche kleine Quälphasen hinweg Lust und Vergnügen bereiten. Man muss wissen, dass die Glücksenzyme oder -fermente echte Kräfte sind. In der mittleren Phase sind Frauenfeiern weniger wichtig, so mit 40, 50. Da hat man manchmal einfach nicht die Zeit. Aber bis 30, das waren diese gefährlichen, ausgelassenen und alles rücksichtslos zu Tode feiernden Feste. So viel Musik und so laut wie möglich und so viel Alkohol wie möglich und so viele Beziehungen wie möglich.

Exzessiv.

Irgendwie war das hart. Das habe ich mehr von außen betrachtet und dachte, meine Güte. Ich habe auch mitgetanzt und fand es großartig, aber immer mehr von außen. Ich hatte das Museum. Das war meine Verantwortung. Ich fand die Feste gut, das war ein lebendiger Teil des Hauses, aber bitte nicht zu viel.

Finden Sie, dass sich die Frauenfeiern im Laufe der Jahre geändert haben?

Die Jungen verstehe ich nicht mehr so, also gehe ich auch nicht zu ihren Feiern. Die Ansprüche sind größer geworden. Es muss eine richtige Musikgruppe, es muss eine tolle Tonanlage sein. Nicht nur Bier, sondern ein bisschen Raffinesse. Es wird nicht mehr so viel gefeiert, nicht jeden Monat. Das wird dann mehr der Jahreszeit entsprechend gehandhabt.

Aber nicht mehr ganz so wild, nicht jedes Wochenende. Frauen feiern gezielter, mehr mit Bewusstsein, die älteren etwas gepflegter und übersichtlicher, nicht alles in Prüll und Müll versunken. Die Feiern haben heute mehr Stil.

Wohl auch dem eigenen Alter entsprechend. So wie man reift, ändern sich die Feste.

Es war ja auch alles eine Entdeckung. Die meisten kamen aus bürgerlichen Welten, also musste auch die Gegenwart erst mal erfunden und durchexerziert werden. Erst danach kam das, was man eigentlich wollte.

... **wo man sich aber doch wohler fühlte.**

Ja. Und Kulturfeste spielen eine stärkere Rolle. Es reicht den Frauen oft, wenn sie Interessantes hören, keine Zeit verplempern, sich gezielter die Ereignisse aussuchen. Sie wollen etwas erleben, das unterhaltsam und lehrreich ist, wovon man einfach mehr hat.

Worum geht es eigentlich bei Frauenfeiern? Nur um den Spaß oder auch darum, sich auszutauschen auf eine geistvolle Art?

Ja, etwas voneinander haben und bestärkt werden und andere stärken, aber auch weiterkommen. Wie ein Faden, an dem man sich weiter hochzieht.

Veranstalten Sie Frauenfeiern auch privat, außerhalb des Museums?

Nein. Ich habe keine Zeit dafür. Ich gehe mal hin zu anderen. Da muss ich mich schon ein bisschen quälen.

Wenn Sie eingeladen sind.

Ja, ich selber mache das mehr oder weniger aus politischen Gründen, weil ich einsehe, wie wichtig das ist, aber nicht, weil mir das richtig Spaß macht. Die Zeit habe ich nicht mehr, die ist immer weniger geworden. Ich bin nur glücklich und froh, wenn die Projekte vorangehen. Das ist jetzt ausschließlich mein Ding, das trifft aber nicht auf alle anderen zu. Ausgeglichenere lebt mit Sicherheit die Gruppe um Ute Remus [siehe auch S. 404 f.]. Die scheinen mir dieses Verhältnis von einerseits Feste feiern und andererseits etwas kulturell und politisch schaffen gut ausbalanciert zu haben. Bei mir ist es nicht so. Das geht nicht mit diesem Haus. Man glaubt ja gar nicht, wie viele Gespräche man am Tag hat, das kann man dann irgendwann nicht mehr aushalten. Man spricht dann nicht aus Spaß, das ist bei mir alles sehr gezielt. Aber das macht nichts, ich bin deswegen nicht unfroh. Ich vermisse das Feiern nicht, weil ich auch immer weiterkommen will.

Das ist so ein verwirklichter Traum und den lebe ich jetzt. Früher habe ich immer gedacht: ja, eines Tages ... und irgendwann dachte ich: nein, nicht erst eines Tages, sondern jetzt gleich. Das ist eine Haltung, die man lernen muss,

sonst verschiebt man immer alles auf später und schafft am Ende gar nichts.

Was gefällt oder missfällt Ihnen persönlich besonders an Frauenfeiern?

Das kann ich gar nicht sagen. Ich wünschte mir manchmal, dass sich die Frauen etwas Thematisches einfallen lassen würden, aber das ist nur ein Wunsch und keine Kritik. Ich wünschte mir, dass sie zielbewusster wären. Ich wünschte mir, wenn wir Projekte haben wie über das Spätmittelalter, dass sie dazu passende Feste machen und in der entsprechenden Garderobe kommen würden. Aber das ist nur ein Wunsch, keine Forderung. Ich wünschte mir eben, dass sie aus den Festen etwas machen würden, das bleibend ist.

Das ist aber schon ein ziemlich hoher Anspruch, ein Fest als Gesamtkonzept.

Es sollten Bilder entstehen, die man behält, die einmalig sind, sodass die Fröhlichkeit durch die Kultur getragen ist und etwas auslöst, nicht nur, dass der Abend wild war und vergessen wird. Mein eigener Geburtstag, den die Ladies hier organisiert hatten, war so etwas. Da wurden Performances gemacht, irre witzige Reden gehalten, das war sagenhaft. Und zum Schluss ist es der performenden Künstlerin Inge Broska gelungen, alle, die schon ein wenig ermattet waren, dazu zu animieren, dass sie schräge Lieder gesungen haben. Es war so witzig und hat richtig berührt und das Herz erwärmt. Aber das war nur dadurch zu machen, dass sie sich selber einbringen konnten, eben nicht nur genießen und konsumieren. Und wie schön sie alle aussahen!

Warum, glauben Sie, machen sich Frauen schön, wenn sie auf solche Feiern gehen?

Vor allem füreinander, um etwas für das Gesamtbild zu tun. Diesen Wunsch, dass das Fest etwas Einmaliges wird, den habe nicht nur ich, sondern die anderen auch. Und das setzen sie um, indem sie sich vorher stundenlang aufbrezeln und einem Ideal naheifern, und das gefällt auch allen anderen. Frauen schmücken sich für andere Frauen. Wenn sie sich für Männer schmücken, dann greifen sie in eine Art Musterkiste, aber für Frauen setzen sie ihre Phantasie frei, und das ist wirklich das Tollste. Und wir sind ja auch nicht die Einzigen, die jemals Feste gefeiert haben; wenn ich an das Fest der 1.000 Frauen und das Fest der 2.000 Frauen denke, das waren ja solche bilderschaffenden Projekte.

... **die sich ins Gedächtnis eingebrannt haben.**

Es gefällt Frauen, diese Art Feste zu feiern, die ein Programm haben, und von denen man etwas mit nach Hause nimmt, das für die eigene Geschichte und die eigene Zukunft wichtig ist.

Für Kunst und Kultur

Vom Museum zur Bühne, ins Kino, in den Konzertsaal, vom Büro in die Schule, auf die Straße, ins Archiv – Kultur findet überall statt, Kunst findet an all diesen Orten einen Platz und die Künstlerinnen erobern sich ihr Publikum jeden Tag aufs Neue. In vielen Bereichen des kulturellen Lebens haben es Frauen heute

noch schwer sich durchzusetzen. Ihre Themen werden oftmals nicht ernst genommen; Engagements sind rar und ungenügend bezahlt. Auch Kunst- und Kulturschaffende brauchen tragfähige Netzwerke, um ihre Anliegen durchzusetzen

und die eigene Arbeit bekannt zu machen. Frauen lernen den Wert solcher Netzwerke kennen, wenn sie in einem Chor oder Orchester Mitglied sind. Oder bei der Planung von Auftritten, Ausstellungen oder Festivals, die ohne Teamarbeit nicht realisierbar wären. Im Austausch mit den Kolleginnen und mit dem Publikum lassen sich Anregungen finden und Ideen entwickeln. Darum spielen gesellige Anlässe auch hier eine große Rolle, denn sie bieten nicht nur Gelegenheit zum Netzwerken, sondern auch den willkommenen Rahmen für die Präsentation von bildender Kunst, Musik, Theater, Film und Literatur. Wenn das Publikum mit dem verdienten Applaus nicht spart, dann hat sich die harte Arbeit miteinander und an sich selbst in jedem Fall gelohnt.



Damenorchester waren im 19. Jahrhundert sehr beliebt. Sie bestanden nur aus jungen Frauen. Ab einem gewissen Alter wurden sie wieder in ihre Heimatdörfer zurückgeschickt, um dort die nächste Generation von Musikerinnen auszubilden. Das Bild zeigt das Berliner Tonkünstlerinnen-Orchester.